



Maria Reiter
Akkordeonistin

Gerald Huber

Literatur im Biergarten, Kritik in der Augsburger Allgemeinen vom 28.07.2015

“

Davon kanntast no mehr hörn

Gerald Huber unternimmt einen spannenden Streifzug durchs Bairische. Im Dialekt haben sich die Römer verewigt. Und hinterm Konjunktiv verbirgt sich Höflichkeit

Von Gerlinde Knoller

Eigentlich geht das gar nicht: über das Bairische zu schreiben, anstatt es zu sprechen; darüber zu lesen, anstatt es zu hören. Zum Auftakt der Reihe „Literatur im Biergarten“ bei den „Drei Königinnen“ gab der Sprachwissenschaftler und Rundfunkjournalist Gerald Huber tiefe Einblicke in die Etymologie des Bairischen – nachzulesen in „Hubers Bairischer Wortkunde“. Er tat dies so lebendig, so humorvoll, dass zu spüren war: Da ist einer, der das Bairische liebt, „das Ungrade“, „das Einmalige“, das oft „Zweideutige“ seiner Wörter und Grammatik.

Liebenswert frotzelnd machte der aus Landshut stammende Huber darauf aufmerksam, dass das Bairische zu den großen Regionalsprachen gehört, die konstituierend sind für das echte Hochdeutsche: „Wir haben das erfunden!“

Dass die Römer im süddeutschen Sprachraum, der einst zur Provinz Rätien gehörte, nicht nur Ruinen, sondern auch jede Menge Kultur, sogar bis in die Backstube hinein, hinterlassen haben, zeigte Huber an der bairischen „Semmel“ auf, die außerhalb ihrer Sprachgrenzen „Brötchen“ heißt. So sei dieses Land zwischen Alpen und Altmühl eine Kornkammer gewesen, wo aus dem hochwertigen Weizen „Similia“, feinstes, weißes Weizenmehl hergestellt wurde. Im Althochdeutschen wurde aus dem lateinischen Wort dann „Semala“, die Bezeichnung für weißes Brot. Nördlich des Limes kannte man nur den gröberen und dunkleren Roggen.

Wunderbare Worte aus dem bairischen Sprachschatz zog Gerald Huber, unterstützt von seinem sichtlich des Bairischen mächtigen Publikums hervor: das Plätzerl (aus dem Lateinischen „Placenta“ – kleines flaches Gebäck bei den Römern); das Dampfl, das den Teig aufgehen lässt (vom lateinischen „temperare“ – aufwärmen); die Kuchl (aus der lateinischen „cocina“ – Küche) oder die Letschen, die zusammenhängt mit „latschen“ und „lasch“ und etwas Schlawfs bedeutet, „die totale Entspannung der Gesichtszüge eben“ (Huber).

Herrlich an diesem Abend, wie Maria Reiter mit ihrem Akkordeon all die Lautmalereien der gesprochenen Sprache in Musik übersetzte. Da war zu spüren, was dem bairische „Br“ aus indogermanischer Wurzel in Wörtern wie brausen, brauen oder prasseln innewohnt: Da gärt und schäumt, spritzt und siedet es. Wie's dementsprechend im Münchner Brausebad, dem „Tröpferlbad“ zugehen kann, singen Maria Reiter und Gerald Huber im Wechselgesang.

Die bairische Grammatik hat Nuancen, die die Schriftsprache nicht kennt. „Unsereiner trägt die Höflichkeiten nicht unbedingt anbietend vor sich her“, weiß Gerald Huber aus der Seele seiner Landsleute zu berichten. Nur durch eine kleine Wandlung in der Lautung, etwa das lange, helle „a“ in „waar“ ergibt sich ein bairischer Konjunktiv, der eigentlich gar keiner ist, der aber doch Möglichkeiten offenlässt.

Wenn ein Bayer also sagt: „I waar da“, heißt das nichts anderes als „Ich bin da, wenn du mich brauchst, vorausgesetzt, ich störe dich nicht und wenn du grad Zeit hast und etwas mit mir anfangen kannst, dann stehe ich zur Verfügung, aber bloß, wenn es keine Umstände macht.“ Im Biergarten angewendet heißt die Höflichkeitsform nur: „I griagat no a Bier.“

In den meisten Fällen, so Gerald Huber, werde der bairische Konjunktiv mit der Endung -at oder -ad gebildet. Das bairische „I dat“ oder „Mir stingada a“ (Mir würde auch stinken) gehe wesentlich leichter über die Lippen als ein „Ich täte“ oder „Ich würde“ aus dem Schriftdeutschen. Übrigens: Es war kein Zeichen von Unhöflichkeit, wenn die alten Bayern sogar ihren König mit „Du Majestät“ angesprochen haben. Das Bairische kennt, wie auch die südlich-romanischen Sprachen, zu denen es gehört, kein „Sie“ – höchstens ein „Er“: „Mog Er no a Stamperl?“

Gegen Ende der Lesung gab es noch einen kleinen „Duschara“ (Schlagregen), den diesmal nicht die Römer, sondern die Militärkapellen im 18. und 19. Jahrhundert erfunden haben, bekannt unter dem „Tusch“, einem kurzen Fanfarenstoß mit Paukenschlag.

”